

Das Wunder von Bern fand nicht statt

Basis und Überbau: Nils Havemann analysiert den mühsamen Weg der Fußball-Bundesliga zum Erfolgsmodell

Im wilden Jahr 1968, da lief sogar der Fernsehreporter Rudi Michel zu ganz großer Form auf. Bei den Straßenweltmeisterschaften der Radfahrer riss er Werbeplakate der Firma Martini nieder, die sich im Schwenkbereich der Kamera befanden. Heute würde ein Reporter die Plakate eigenhändig wieder aufhängen, um den Kunden nicht zu verärgern. Denn Sport, vor allem der Fußball, ist ohne Werbung, ohne Komplettvermarktung gar nicht mehr vorstellbar.

Deshalb war es auch zum fünfzigsten Jubiläum der Fußball-Bundesliga überfällig, nicht nur die alten Anekdoten von einstürzenden Toren, betrunkenen Schiedsrichtern und legendären Spielen noch mal zu erzählen, sondern sich die wirtschaftliche Basis anzuschauen. Denn natürlich muss ein Geschäft, das 1964 mit umgerechnet 11,2 Millionen Euro Einnahmen begann, 1978 gerade mal das Vierfache erzielte, um im Jahr 2011 fast zwei Milliarden Euro zu Erlösen, dringend einer ökonomischen Analyse unterzogen werden.

Nils Havemann, 47, der in Stuttgart Geschichte lehrt und 2005 schon ein wichtiges Buch über „Fußball unterm Hakenkreuz“ veröffentlicht hat, nennt sein Buch zwar „Samstags um halb 4“, aber um sentimentale Erinnerungen an Nachmittage mit Autowäsche, Radiokonferenz und anschließender „Sportschau“ geht es nicht. Havemanns Leidenschaft für den Fußball äußert sich nicht in glühenden Bekenntnissen, sondern im akribischen Einsatz in Archiven und Bibliotheken – jemand, dem sein Gegenstand gleichgültig wäre, würde ihm kaum so viel Lebensarbeitszeit gewidmet haben.

Havemanns Darstellung allerdings, die mit dem mühsamen Weg zur Bundesliga einsetzt und Fragen der Gegenwart zwar aufnimmt, die quellennahe Darstellung jedoch nur bis in die neunziger Jahre führt, steht unterm selbstauferlegten Nüchternheitsgebot. Havemann betrachtet den Fußball als „Ersatzspielfeld“, auf dem gesellschaftliche und kulturelle Wandlungsprozesse sich deutlicher niederschlagen als in vermeintlich seriöseren Feldern, weshalb womöglich auch „mehr Licht auf die Geschichte der Bundesrepublik“ fällt, wenn man nicht von Kabinetten, Stahlindustrie und Gesetzesvorlagen, sondern von Vereinspatriarchen, Lokalpolitikern und Steuerricks erzählt.

Meist nüchtern

Neben den Vereinen tritt der DFB als zentraler Akteur auf, der „zu einer der effizientesten Organisationen der jüngeren deutschen Geschichte“ wurde: Seine strikte Interessenpolitik ließ ihn ebenso mit dem Nationalsozialismus paktieren, wie schnell seinen Ort in Demokratie und rheinischem Kapitalismus finden. Nicht biegsam, sondern beinhart zeigte sich der Verband nur dort, wo es um die steuerlichen Vorteile der „Gemeinnützigkeit“



Foto: Imago

Von Business Lounges und Millionen aus dem Merchandising hätte der junge, schlanke Uli Hoeneß nicht mal zu träumen gewagt, der hier 1973 im Finale des Europapokals der Landesmeister jubelt.

ging – was auch den Weg in den Profifußball enorm verzögerte.

Sehr schnell schon zeichnete sich dagegen, wie Havemann anschaulich zeigt, ein Grundwiderspruch ab: zwischen dem Kulturgut Fußball und den Verwertungsinteressen, zwischen Romantik und Ökonomie. Schamhaft und zugleich gerissen wurde von Vereinen und dem Verband vor der Öffentlichkeit und den Finanzämtern verdeckt, dass bezahlter Fußball bereits vor der Bundesliga existierte – weshalb die „Schattenwirtschaft“ der früheren Jahre nach Gründung der Bundesliga nur in anderer Form fortgesetzt wurde.

Havemann leuchtet unnachgiebig in dunkle Ecken. Er demonstriert nicht bloß das „Wunder von Bern“, welches eben nicht, wie der Begriff insinuiert, 1954 vom Himmel fiel, sondern Resultat von sportlich, finanziell und medizinisch gut entwickelten Verhältnissen war. Vor allem zerstört Havemann die Legenden, dass an den Spitzen der Vereine begnadete Unternehmergestalten agiert hätten, wie man das im Wirtschaftswunderland voraussetzte. Der Blick in die Bilanzen der Vereine ist zu meist ein Blick in Abgründe der Misswirtschaft, und dabei hat das Buch eben nicht nur schillernde Gestalten wie Schalkes Volkstribun Günter Siebert oder Nürnbergs Teppichmogul Michael Roth im Visier. Es wurde von Anfang an getrickst und mit den Kommunen gefeilscht, um Erlöse zu privatisieren und Verluste zu sozialisieren. Beide Seiten, Städte wie Vereine, bewiesen dabei so viel Geschick, dass die Liga fast wie eine „Sonder-

wirtschaftszone“ oder „Staatsbundesliga“ erscheinen konnte.

Havemann erinnert auch daran, dass die heutigen Verhältnisse nicht teleologisches Ergebnis eines unaufhaltsamen Siegeszugs der Liga sind. Die ersten Krisensymptome zeigten sich schon Ende der sechziger Jahre, der Bundesligaskandal tauchte diese „dunklen Seiten“ nur in ein greller Licht. Und man erkennt das am besten an der fidelen Stimmung, wie sie um 1970 etwa beim TSV München 1860 herrschte: „Es ist am besten, wir machen noch 25 000 DM Schulden dazu. Dann haben wir eine Million beieinander, und das merkt sich leichter.“

Trotz aller Krisen, trotz Imageschäden und Zuschauerschwund blieb der DFB sehr lange stur, wenn es um ein klares Bekenntnis zum kapitalistischen Geschäftsmodell ging. Erst im Jahr 2000 vollzog die Gründung der „Deutschen Fußball Liga“ (DFL) endgültig die Trennung von gemeinnützigem Verein und gewinnorientiertem mittelständischem Unternehmen. Damit wurde eine Entwicklung besiegelt, die mit dem Ausbau von Merchandising, der Steigerung der Erlöse aus Banden- und Trikotwerbung und kontinuierlicher Erhöhung der Einnahmen aus Übertragungsrechten zunächst eher schleichend begonnen hatte.

Havemann erklärt diese „bisweilen bigotte Ablehnung des Kommerzes“ mit „antimodernistischen“, „marktfreundlichen“ oder „antikapitalistischen“ Strömungen in der Gesellschaft – und bei aller Nüchternheit, die angesichts eines Gefühlskraftwerks wie des Fuß-

balls ja ganz hilfreich ist, wird er dann doch ganz schnell zum Eiferer, wenn es um Zweifel an der reinen Lehre von der Unfehlbarkeit des Marktes geht.

Scharf wird die Subventionsmentalität gezeißelt und der Aufschwung allein darauf zurückgeführt, dass erst der ökonomische Druck, welcher aus dem Rückzug der Kommunen entstand, kreatives Wirtschaften ermöglicht habe. Auch Uli Hoeneß, das nur am Rande, musste erst lernen, sich als junger Manager aus der Subventionsfalle zu befreien.

Bisweilen eifernd

Dass nun Marktförmigkeit und „Eventisierung“ den Fußball seiner Spezifik zu berauben drohen, weil sie seine lebensweltliche Verankerung beschädigen; dass die damit einhergehende Erlebniswelt-Sterilität dem Spiel selber schaden könnte, spielt bei Havemann keine Rolle. Obwohl das Unbehagen daran sich nicht bloß aus Starrsinn und Romantik speist, sondern vor allem auch ökonomisch motiviert ist: Ein Platzen der Blase, welche Investoren im internationalen Fußball mittlerweile erzeugt haben, würde wesentlich mehr ruinieren als nur den einen oder anderen Club. Wo Deregulierung als universales Heilsprinzip gilt, da wird sie zugleich destruktiv.

So viel Dialektik ist bei Havemann nicht vorgesehen, der ab und zu auch merkwürdige Beißreflexe zeigt, wenn er „linke“ Positionen vor sich glaubt. Da ist, wenn es etwa um verbale Entgleisungen und Ressentiments eines Hermann Neuberger oder Gerhard Mayer-Vorfelder geht, bloß von un-

geschickter Rhetorik die Rede; und die DFB-Funktionäre, welche geschmeidig durch den Nationalsozialismus kamen, sind „pragmatische Realisten“, wie sie jedes Gemeinwesen zu seinem Funktionieren brauche. Diese Milde steht in seltsamem Kontrast zu der Unerbittlichkeit, mit welcher Verstöße gegen marktwirtschaftliche Prinzipien verdammt werden.

Zugleich hat Havemann dann wieder ein sehr nüchternes Verhältnis zur Frage der Gewalt. Im Gegensatz zur hysterischen Reaktion der Politiker in jüngster Zeit stellt er einfach fest, schon in den siebziger Jahren sei es vor allem die erhöhte Aufmerksamkeit der Medien gewesen, welche die längst bekannte Gewalt in den Stadien „aus dem Schattenreich dröger Polizeiberichte gezerrt“ habe; und dass es Menschen, „die Fußballspiele als Kulisse für ihre Aggressionen zu missbrauchen beabsichtigen“, seit Jahrzehnten gibt, ist keine Billigung dieser Praxis, sondern eine Tatsache.

Genau solche Befunde und Halungen machen Havemanns Buch lesenswert. Gerade weil man sich daran reiben kann, ist es ein Muss für jeden, der nicht nur etwas über die ökonomischen Grundlagen der Bundesliga, sondern auch über die tiefstehende Subventionsmentalität der alten Bundesrepublik erfahren will. Und wenn Fußball wirklich ein „Ersatzspielfeld“ gesellschaftlicher Konflikte ist, dann lernt man aus der Entwicklung dieses Sports eben auch, dass der Markt allein es kaum richten wird.

PETER KÖRTE

Nils Havemann: „Samstags um halb 4. Die Geschichte der Fußballbundesliga“. Siedler, 672 Seiten, 26,99 Euro

NACKTE WAHRHEITEN



TTIP

Sie denken sich immer so seltsame Namen aus, dass man gleich an chemische Formeln für Insektenvertilgungsmittel oder schlimmere Gifte denken muss. Gatt hieß das Anfang der neunziger Jahre, als Amerikaner und Europäer über die Liberalisierung des Welthandels stritten; TTIP, Transatlantic Trade and Investment Partnership, nennt sich das Freihandelsabkommen, um dessen Gestaltung ab Mitte Juni erst mal die Europäer untereinander ringen werden. Und weil der Kampf um die Balance der auseinanderstrebenden Partikularinteressen so kompliziert ist, machen es sich jene sehr einfach, welche mit einer Verve die Beibehaltung der in den Gatt-Verhandlungen erreichten „kulturellen Ausnahme“ fordern, als ginge andernfalls das Abendland unter. Man könnte fast glauben, demnächst werde Amazon deutsche Stadttheater schleifen und Google sich an den Geldern aus der Kulturstiftung des Bundes mästen.

Schaut man aber nur etwas genauer hin, dann ging und geht es gar nicht um die gesamte abendländische Kultur und deren staatliche Subvention, sondern allein um die sogenannten audiovisuellen Inhalte, vielleicht noch um das bisschen, was von der Musikindustrie übriggeblieben ist. Selbst die Buchpreisbindung lässt sich nicht im Handstreich kippen. Da ist auch kein amerikanischer *bad guy*, welcher der europäischen Filmförderung an den Kragen wollte. Der Europa-Direktor der „Motion Picture Association of America“ hat längst erklärt, er werde keine Aufhebung der „kulturellen Ausnahme“ fordern. Warum auch? In Babelsberg entstehen mit Geld aus deutscher Filmförderung amerikanische Großproduktionen von Quentin Tarantino oder George Clooney. Und sechs von zehn Kinokarten in der EU wurden im Jahr 2012 sowieso schon für amerikanische Produktionen gelöst. Und da außer in Frankreich und Deutschland die Fördersysteme für audiovisuelle Produkte in einem ziemlich trostlosen Zustand sind, wirkt die kulturkritische Panikattacke ungefähr so schlüssig wie der Spruch auf dem berühmten Wahlplakat von Klaus Staeck: „Deutsche Arbeiter! Die SPD will euch eure Villen im Tessin wegnehmen.“ Nicht einmal zwanzig Jahre „kulturelle Ausnahme“ haben schließlich Europas Filmindustrie konkurrenzfähiger gemacht.

Worum aber geht es dann? Um symbolische Lufthoheit? Um Rettung kultureller Vielfalt, für deren Zerstörung wir bestimmt nicht die Amerikaner brauchen? Oder am Ende doch nur um künftige Marktanteile?

pek